

Information | Satire | Kultur



Die andere Seite der Stadt.

Mai 2004

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 INTERN Seite 9

 ÜBERLAND Seite 11

 TAGEBUCH Seite 17

 AUTOREN / KONTAKT Seite 21

Die Gründe,

liebe Lesewütigen, die Gründe für das späte Erscheinen in – nicht nur – diesem Monat finden Sie heuer schonungslos offengelegt – in der Rubrik INTERN lassen wir endlich die Hosen runter. Was soll's: Wir wollen nicht länger die geheimnisvollen Überflieger sein, deren wirkliches Leben Ihnen verborgen bleibt. Lesen Sie, wie es wirklich um uns steht.

Und lesen Sie, was Sie nie erfahren sollten: In der Tagebuch-Rubrik veröffentlichen wir diesen Monat schweren Herzens Texte, die bereits mehrfach an unserer Zensur gescheitert sind. Sie mögen all jenen ein Beispiel sein, die glauben, Gedanken aufschreiben sei genug.

Sollten Sie von PotZdamer Autoren angesprochen werden, ob Sie „nicht auch mal was“ schreiben wollen, verhalten Sie sich BITTE kooperativ. Vielen Dank,

Die Redaktion

Fight for your right...

... for stupidity

Von P. Brückner

Nachdem uns amerikanische Militärpolizistinnen schon vor der Europawahl bewiesen haben, dass Frauen friedlicher, einfühlsamer, halt eben einfach viel sozialer sind und deswegen das Schiff viel besser als diese ganzen gewalttätigen Machos steuern können, habt ihr, liebe GRÜNEN, nachdem die Realität euch eure frauenfeindlich-geschlechtstereotype Wahlwerbung um die nicht mehr ganz ökologisch einwandfreien Ohren geschlagen hat, schnell auf ein neues Pferd bzw. doch lieber wieder auf einen Mann gesetzt.



Vielleicht interpretieren wir auch nur geschlechtsstereotypischen Blödsinn in das Motiv hinein, und ihr wolltet viel simpler sagen: Frau am Steuer: das wird teuer? Egal!

Jedenfalls kommt nach den Frauen jetzt der Dany, der Cohn Bendit, der EUROFIGHTER!*

Eurofighter? Moment, da war doch was. Genau, dabei handelt es sich um dieses wahnsinnig teure und eigentlich auch wahnsinnig nutzlose Jagdflugzeug, das die europäische Friedensbewegung und auch DIE GRÜNEN, als sie dieser noch angehörten, so gar nicht mochten.

Warum nennt sich Cohn Bendit so? Ist das sein Kriegsname? Edward der Eroberer, Ivan der Schreckliche und nun Dany Cohn Bendit der Eurofighter? Meint ihr das, liebe GRÜNEN?

Oder wollt ihr mit diesem stählernen futuristisch technisch männlich klingenden Beinamen nur von der Tatsache ablenken, dass es mehr als gewagt ist, einen Kandidaten aufzustellen, dem es auch im fortgeschrittenen Alter noch nicht peinlich ist Dany statt Daniel gerufen zu werden? Wir können nur im dunkeln tappen.

Möglich, dass alles auch ganz anders ist. Dass es euch eigentlich immer noch wurmt, dass ihr, liebe GRÜNEN, maßgeblich an der historischen Bombardierung Jugoslawiens beteiligt ward und bis zum heutigen Tag nicht stolz darauf sein könnt. Dany Eurofighter käme dann einer kompensatorischen Leistung gleich, vermutlich würdet ihr sogar eurem Unbewussten die Schuld zuschieben. Schön, modern und absolut tödlich träumt ihr, nicht von Daniel Stuka, Daniel Starfighter alias Witwenmacher sondern vom modernen Dany Eurofighter, wie er einsam in die rosa Abendsonne entschwindet. Begleitet vielleicht von Claudia „Tornado“ Roth und Joscha Fischer the Peacemaker.



Wir hoffen nur, Dany wird irgendwo in der Stratosphäre das Opfer riesiger außerirdischer Killergehirne. Aber eigentlich nicht wirklich, denn die gibt es ja gar nicht.

* Wer sehen will, wie sich Cohn Bendit nicht nur zum Eurofighter sondern auch zum Dany – Depp macht, schaue sich nur die Wahlplakate an, die jetzt überall in Potsdam hängen.

© POTZDAM 2004 – P. Brückner

Zack zack!

Die Alten machen's vor

Von *Mathias Deinert*

Von PotZdam allein lässt sich schlecht leben, darum gehen fast alle PotZdam-Autoren einer geregelten Arbeit nach: die eine entwirft Navigationssysteme für Kfz, programmiert sie, verbessert sie, vertreibt sie und macht damit das große Geld, der andere steht nachts bei Kempinski an der Rezeption.

Bei letzterem erschien in der Nacht vor einer Konferenz eine 70jährige Dame im rosa Plastikmantel (Schlangenleder-Imitat, mit Hüftgürtel) und fest verknotetem Haar. Sie sah sich im Foyer um, sah auf den Menschen an der Rezeption und ließ sich in einen nahe stehenden Sessel fallen. „Darf ich mich hier mal kurz setzen, bevor ich auf mein Zimmer gehe? Danke!“ Kurzes Verschnaufen. „Wissen Sie, ich bin grad bis von Ahlbeck hergekommen... Aber ich fahre gern nachts.“

„Was man natürlich als reifere Dame nachts nie vergessen darf, ist dies hier“ – und sie zieht unumwunden ein langes Messer aus der Tasche. „Solange es nicht länger als 9 cm ist, darf ich's haben! Sie glauben nämlich nicht, wie oft jemand mich nachts schon ärgern wollte. Da ist man froh, wenn man sich wehren kann.“ Sie lacht. „Ich habe auch immer einen Apfel dabei, damit der Schaffner mir nicht dumm kommt. Na, eine reife Frau wie ich wird sich wohl noch Obst schälen dürfen... Die Wahrheit ist: Wer meine Tasche berührt, bekommt den Apfel ins Auge und das Messer in den Oberarm!“

Nun kehrt die Reisefrische in ihren Körper zurück. Sie steht auf und lockert den Gürtel. „Ich war letztes in der Amerikanischen Botschaft zu Gast. Ein nettes Fest. Aber als ich gegen Ende des Abends jemanden mit meiner Tasche hab davonlaufen sehen, bin ich hinterher! Bevor er die Treppen unten war, hatte ich mich aufs Geländer gesetzt und war ihm in den Rücken gerutscht: Zwei gebrochene Rippen waren die Folge, bei ihm. Die Amis haben mir applaudiert.“

„Auch zwei Feldjäger musste ich letztes in ihre Schranken weisen. Ja, die denken immer, man sei eine zerbrechliche Frau und wollen einen ärgern.“ Währenddessen nimmt ihr Körper förmlich eine militärische Haltung an, und sie bewegt sich klaren Blickes auf die Rezeptionstheke zu. „Ja, man muss sich wehren und zurückärgern! Aber UMGEBRACHT hab ich noch keinen...“ Sie schlägt die Ärmel hoch. „...naja, außer im Krieg. Da kommt's natürlich drauf an, wer am schnellsten zieht.“

„Nach dem Krieg dann sollte ich enteignet werden, wissen Sie. Der Bürgermeister hingegen sagte zu mir: Ich bin nett zu ihnen, wenn Sie nett zu mir sind – also nachts. Da hab ich in meiner Reichweite einen großen Ofenhaken liegen sehen, mir den geschnappt und den Bürgermeister verhauen. Der war danach blutig und bewusstlos, und so zugerichtet hab ich ihn vor sein Hoftor gelegt. Natürlich hat er mich später angezeigt. Ich aber konnte glaubhaft machen, dass ich die Geschädigte gewesen wäre, wenn ich nicht zugeschlagen hätte. So hab ich zwar Recht, aber nicht mein Land behalten.“

„Sie sehen ziemlich abgehungert aus da hinter ihrer Theke! Sie sollten ihren Körper mehr beanspruchen! Wollen Sie mal unter meinem Kommando Rekrutenübungen mitmachen? Ich bin nämlich auch Oberst. Habe letztes von unserem Ministerpräsidenten einen Beschwerdebrief erhalten, weil ich unsere Rekruten zu sehr beansprucht hätte. Ich hab ihm zurückgeschrieben, dass ich jede der Übungen selbst vorgeführt habe. Aber wissen Sie, Disziplin kennt man heute nicht mehr. Da geht man sich lieber gleich beschweren. Pah! Die hab ich geplagt bis Nachmittag 16 Uhr. Dann saßen die hundemüde auf ihren Zimmern und

dachten, es wäre jetzt vorbei. Aber nichts da: Ich habe vor der Waffenkammer antreten lassen und bin mit ihnen zum Schießplatz marschiert, im Stehschritt und unter Gesang. Und ich hab alles mitgemacht. Deshalb kann mir keiner nachsagen, dass ich die zu hart rangenommen hätte.“

„Und soll ich Ihnen sagen, was mich so bei Kräften hält? Gartenarbeit. Ich besitze drei Morgen Land in Ahlbeck.“ Sie schnürt ihren Gürtel fester zu. „Jetzt bin ich müde und muss schlafen. Wir können uns ja anderntags weiter unterhalten. Im Juni bin ich wieder in Uniform für die Rekruten zuständig. Hier ist meine Visitenkarte. Wollen Sie da mal hinkommen? Dann bring ich Sie ein bisschen auf Trab, junger Mann.“ Sie nimmt ihr Gepäck und ihren Schlüssel... „Lassen Sie mich das alleine tragen!“ ...und steuert auf die Treppen zu. „Ich lasse mich von Ihnen nicht in einem Kasten nach oben fahren! Ich laufe selbst!“ Dann ist es wieder still im Foyer bei Kempinski.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

| KULTURKAMPF |

Thomas Gsella!

PotZdamer Tagesbefehl

Von P. Brückner

Sie waren mal wieder in Potsdam. Dagegen ist eigentlich nichts einzuwenden. Schließlich ist endlich auch in der Ex-Zone der Euro alleiniges Zahlungsmittel geworden, und von dem kann bekanntlich grad jeder jeden gebrauchen.

Genauer: Im Lindenpark haben Sie ganz allein Lyrik vorgelesen. Auch noch ok. Ohne Martin Sonneborn und Oliver Maria Schmitt braucht man halt weniger Platz als im Waschhaus und für kleine Bühnen ist Lyrik wahrscheinlich sowieso besser geeignet.

Selbst, dass Sie sich nach der Lesung anbiedernd an die Tische Ihrer Zuhörer gesetzt haben um mit ihnen den Dialog zu suchen, möchten wir Ihnen nicht allzu hart vorwerfen. Das Bier, das Sie in der Hand hielten, mag nicht Ihr erstes gewesen sein. Und auch wir haben im Vollrausch schon die peinlichsten Sachen gemacht.

Schon eher kritisch müssen wir leider Ihr Interview mit dem Potsdamer Stadt Fernsehen werten. Selbst betrunken bis unter die Halskrause sollte jeder gewandte Medienmensch wissen, dass es Situationen gibt, wo man einer Kamera geschmeidig ausweichen muss. Insbesondere, wenn die vom PSF stammt.

„Der deutsche Humor ist nicht tot zu kriegen, solange es Thomas Gsella gibt!“ (PSF) ist die wohlverdiente Quittung für Ihre Nachlässigkeit. Ich habe diesen Brechreiz erregenden Müll ja nicht verzapft, werden Sie sagen, Herr Gsella: Aber Sie haben sich auch nicht dagegen gewehrt.

Sollten Sie in Zukunft nicht als die Speerspitze der deutschen Witzichkeit in die deutsche Lach- und Sachgeschichte eingehen, dann zerran Sie das PSF vor ein ordentliches Gericht und sorgen Sie für einen lustigen Rufmordprozess. Wir würden jedenfalls darüber lachen.

© POTZDAM 2004 – P. Brückner

Ein Kreuz mit dem Kreuz

Filmverstehen mal ganz simpel

Von P. Brückner

Antisemitismus ist eine gefährliche Sache. Zweifellos. Ist etwas nur verdächtig versteckt antisemitisch zu sein, muss es argwöhnisch begutachtet und wenn der Verdacht sich bestätigt, bloßgestellt und als das demaskiert werden, was es ist, eben Antisemitismus.

Die letzte größere öffentliche Debatte, ob solch ein Verdacht nun berechtigt sei oder nicht, ging mit Mel Gibsons Bibelschinken „The Passion of the Christ“ einher.

Ob dieser Film nun antisemitisch ist oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Wenigstens bemüht sich Gibson den Hohen Rat der Tempelpriester nicht homogen zu Christusmördern zu stempeln. Der Disput des Hohen Rates, in dessen Verlauf auch nach der Rechtmäßigkeit des Tötungsbeschlusses gefragt wird und der auf die Unmoral und theologische Fehlerhaftigkeit dieses Todesurteils (das Pilatus später verhängt) verweist, wird von den jüdischen Hohen Priestern geführt. Gibson gibt dem Volk Israel in seinem Film (soweit es überhaupt vorkommt) also immerhin mehr als eine Stimme.

Denn eigentlich geht es Gibson in seiner Passion um körperliche Qual und Leiden seines Christus. Das Mysterium des Opfers, des Todes, der Auferstehung und Erlösung interessieren ihn nicht im geringsten. Sollte es seine Absicht gewesen sein zu bekehren, muss man sich fragen, wen er wohl mit dieser gänzlich emotionslos abgefilmten Kreuzigungsgeschichte zu erreichen gedenkt. Heiden, Skeptiker, Atheisten oder Bibelunkundige? Die werden vielleicht, ob der reichhaltigen Bildersprache, Spaß bei der Entschlüsselung, den bisweilen recht schrägen Bildern haben. Aber Bekehrung wird es bei ihnen wohl nicht geben.

Richtig (im Sinne Mel Gibsons) verstehen werden wohl nur Hardcore-Christen – und die glauben nun mal nicht, dass sie bekehrt werden müssten. Bei weiten Teilen dieser Zuschauerschaft löst Gibsons „The Passion of the Christ“ scheinbar eher etwas anderes aus. Die Suggestion von Wirklichkeit, die mit jedem Film einher geht, wird von ihnen konsequent zu Ende gedacht. Die Geschichte wird wahrer, da man sie ja selbst mit ansehen kann. Das ein Multiplexkino nicht unbedingt der richtige Ort für religiöse Kontemplation sein mag, lässt den Hardcore-Christen kalt. Schwingungen, die sich auch auf das Kinopersonal übertragen mögen, welches beim Kartenabreißen zwar noch viel Spaß wünscht, dann aber verlegen hüstelt, um lieber viel... ja was eigentlich? Erleuchtung! zu wünschen.

Erleuchtung brauchen diese Zuschauer nicht, die besitzen sie in Mengen. Sie wollen sich einzig der Realität dieser Erleuchtung versichern. So ist es nur natürlich, dass eine Diskussion über Gibsons Film zumindest von ihrer Seite aus nur als Abwehr jeder anderen Deutung als ihrer eigenen betrieben wird.

Als Beispiel dazu mögen die Leserbriefe an die TV-Movie Nr. 9/2004 erhalten. Die Programmzeitschrift hatte in einer vorherigen Ausgabe auf die heilsbotschaftliche Lehre und eben die bereits erwähnte Gefahr der möglichen antisemitischen Tendenzen des Films hingewiesen.

Prompt erlebte die Redaktion, was es heißt, nicht oder nicht richtig zu glauben. „Sie haben nichts kapiert“ prangert der Leser E. Stenner an „Natürlich ist der Film brutal, weil es nun mal so war.“ Brutal? Oder genau so?

War die Kreuzigung brutal oder zeigt der Film die reale Passion?

E. Stenner jedenfalls weiß genau, wie es bei der Kreuzigung so zugeht, und er möchte es gerne erklären: „Doch Gott sei Dank gibt es viele [wie E. Stenner, Red.] die diesen Film [richtig?] verstanden haben und wissen, warum und für wen Jesus gestorben ist.“ Man ahnt es schon: Für E. Stenner und Mel Gibson, und man höre und staune „Auch für Sie!“ Und eben deshalb darf man dann Gibsons Passionskammer nicht als „normalen“ Film sehen und ihn schon gar nicht einfach nur schlecht finden. Es ist nur zu hoffen, E. Stenner besitzt einen DVD-Player, denn den wird er brauchen, wenn demnächst in allen Bibelausgaben die Passion nach Lukas, Markus, Matthäus und Johannes durch die Version nach Gibson ersetzt werden. Auf DVD, selbstverständlich in Dolby Digital.

Diese Art von Gläubigkeit, die ja eigentlich eine Bildergläubigkeit ist (aber auch der Apostel Thomas ist heilig), wäre noch mit Augenzwinkern hinzunehmen, und Pfarrer, die ihre Gemeinde in ein Kino führen, um Gottesdienst zu feiern und dann den Film zum Glauben zu sehen, mögen befremden, aber mehr doch nicht.

Erster wird es da schon, wenn Wally und Andy Gut aus Tagelswangen zu bemerken glauben, dass „viele Juden gegen die Schuldzuweisungen protestieren, zeigt, dass hier eine Wunde vorhanden ist, die schon schmerzt, bevor man den Finger darauf legt.“ Wie wahr, vielleicht schämen sich viele (nicht alle) Juden ja, Christus ans Kreuz geschlagen zu haben. Dass gerade Deutsche es schön finden Kollektivschuld endlich auch mal allen Juden (denen, die sich schämen und denen, die sich nicht schämen sowieso) eine Kollektivschuld aufzubrummen, wundert nicht. Mehr schon, dass Familie Gut nicht auf die Idee kommt, dass die schmerzende Wunde eher Massenvertreibung, Pogrom und Genozid heißen mag.

Wie sollten sie auch, denn Gibson, das ist ja bekannt, zeigt nur das, was wirklich war. Deshalb ist „der Vorwurf des Antisemitismus auch lächerlich,“ wie Claudia Marek aus Dinkelslaken schreibt. Denn wahr ist doch nun mal „wenn dort DIE Juden beschuldigt werden, dann wird das wohl stimmen!“ Es ist nun einmal das Vorrecht eines heiligen Textes auch unpopuläre Wahrheiten auszusprechen und das Paradox, dass Jesus für, also wegen der Sünden der Welt, sprich auch der von Frau Marek, gestorben ist, kann vernachlässigt werden. Frau Marek kommt ja in der Bibel nicht vor. Sie mag es bedauern, vielleicht sogar noch mehr, als die fehlenden Möglichkeiten Gibsons zur Anreicherung des Stoffes: „Hätte Gibson etwa noch ein DIE Buddhisten und DIE Moslems einbauen sollen?“ fragt Frau Marek.

Ging ja nicht, denn die stehen ja nicht in der Bibel. Eigentlich schade, nicht wahr, denn die fahren ja auch alle in die Hölle. Genau wie „DIE Juden!“ Verdient haben sie es jedenfalls, wenn es nach Claudia Marek geht.

Ein deutscher Bischof hat Gibsons „Passion of the Christ“ so kommentiert: „Ich finde ihn nicht antisemitisch, aber ich habe Freunde jüdischen Glaubens, die ihn antisemitisch finden. Und dann muss ich diesen Vorwurf ernst nehmen.“ Dieser Befragung muss sich Gibsons Film sicherlich stellen.

Für schleichenden Antisemitismus, Juden- und Fremdenfeindlichkeit kann er wahrscheinlich nichts. Dort fördert er wohl nur zutage, was lange schon oder schon wieder in manch biederem Verstand herum kriecht.

© POTSDAM 2004 – P. Brückner

JA, WIR SIND REICH

PotZdam pur

Von M. Gänzel

Immer wieder erreichen uns Anfragen, das außerberufliche Leben unserer PotZdam-Autoren betreffend. Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Die monatliche Ausschüttung an Texten will motiviert werden. Natürlich werden wir finanziell unterstützt. Mit dem geplanten Börsengang erwartet Sie ohnehin bald eine Offenlegung sämtlicher interner Zahlen, aber wir wollen vorgreifen. Findige Journalisten sind nah dran – deswegen hier die wichtigsten Informationen.

Der Verein „Deutsche Balkone 3000 e.V.“ gehört zu den finanzkräftigsten Unterstützern. Monatlich übernehmen die Balkonfans sämtliche Lebenserhaltungskosten der Redaktion. Gegenwert: PotZdamer Autoren entwerfen dreimal jährlich die Vereinszeitung, ein büttengeschöpftes Kleinod unerreichter Originalität. Die dort zu lesenden Texte stammen alle vom Vereinsvorsitzenden, der sich einer Autorenschaft bei PotZdam seit Jahren verweigert. Seine Vereinszeitschrift ist ihm Lohn genug – neben der Befriedigung, sechs Menschen durch Mietzahlungsverzug jederzeit aus ihrer Wohnung werfen zu können. Gelegentliche Drahtseilakte – Kino, Restaurant, Dampfschiffahrt – meistern die Vereinsmitglieder durch militärisch anmutenden Geldtransfer von Balkon zu Balkon.

Für Sonderausgaben wie Kinderkleidung, Automobile oder Fernreisen zeichnet das Innenministerium des Landes Brandenburg verantwortlich. Die Behörde trug uns diese Art von unkonventionellem Sponsoring bereits vor 4 Jahren, als es PotZdam noch gar nicht gab, innerhalb weniger Monate mehrfach an. Gegenwert: Hauptwohnsitz in Potsdam. Alle Autoren meldeten sich um – und wurden zu Autoren: Für die Unterlagen musste es ein „Objekt“ geben, das unterstützt werden konnte. Personensponsoring ist in Brandenburg bekanntlich seit 300 Jahren verboten. PotZdam wurde geboren. Wir haben es nie bereut.

Seit April 2002 kaufen wir unentgeltlich in Kaiser's Supermarkt (Brandenburger Straße) ein. Ein damaliger Bericht unsererseits führte zu überaus großartigen Angeboten durch den Filialleiter, von denen wir jedoch nur eines wahrnahmen. Bescheidenheit, auch in großem Maßstab, war schon immer ein Markenzeichen PotZdams.

Noch einige Richtigstellungen:

Es ist unwahr, dass man sich ab einer Summe von 1.000,00 EUR als PotZdam-Autor in die Redaktion „einkaufen“ kann.

Alle PotZdam-Autoren zahlen Steuern. In Deutschland.

Die Redaktionen von Radio Eins sind kein „zusammengewürfelter Haufen“ (MAZ) ehemaliger PotZdam-Autoren. Wahr ist vielmehr, dass PotZdamer Autorenstimmen mit ungeheurem Aufwand aufgenommen und Moderationenstellen bei Radio Eins daraufhin besetzt wurden. Basis dieser Überlegung war die von NFO-Infratest vorgelegte Studie zur Erreichbarkeit Brandenburger und Berliner Hörer. PotZdamer Autorenstimmen, uneinholbar auf den ersten Rängen, überzeugten durch 1) wohl eingesetzte Mundart, 2) verschleppt preußische Modulation (passiv aggressiver Befehlston) und 3) Bescheidenheit bei der Artikulation von Zischlauten. Radio Eins und PotZdam existieren im gegenseitigen Einvernehmen und ohne finanzielle Genugtuung PotZdamer Autoren, die auf „rotes Geld“ (M. Deinert*) gern verzichten.

Es ist unwahr, dass eine Drucklegung der letzten drei PotZdam-Nummern mit

anschließender Versteigerung, ausgerichtet von einer Splittergruppe der Kulturredaktion der Potsdamer Neuesten Nachrichten, durch gedingte Schläger verhindert wurde. Veranstalter dieser Aktion war die Märkische Allgemeine Zeitung, die „Schläger“ ganz leicht als Mitarbeiter des Brandenburgischen Literaturbüros zu erkennen. Das Verfahren läuft vollkommen unabhängig von PotZdam, PotZdamer Autoren oder Freunden von PotZdam.

Wir hoffen Ihren Fragen gerecht geworden zu sein. Wir freuen uns auf die weitere Zusammenarbeit mit allen genannten Sponsoren und möchten an dieser Stelle auch jenen danken, die „im Dunkeln“ bleiben wollen. Platze, Manni und Schrödi > DANKE!

Wir werden weiter machen wie bisher. Alle Unkenrufe, die den Börsengang begleiten, sind uns Musik – wir werden ALLEN, nicht nur den Aktionären, zeigen, dass sich ein Zeichnen unseres Papierchens lohnt.

* Obgleich Herr Deinert Ostdeutscher ist, bezieht sich die Formulierung „rotes Geld“ nicht auf politische Unwägbarkeiten, sondern zielt vielmehr charmant auf die permanente Geldnot des Senders. Deinert, finanziell seit Jahren mehr als saniert, hat den „Freunden“ bereits mehr als einmal aus der „Patsche“ geholfen und äußert sich hier in jedem Maße zurecht.

© POTZDAM 2004 – M. Gänsel

| INTERN |

Vom Marmorschloss ins Hinterhaus

Die ungeschminkte Wahrheit über PotZdam

Von Mathias Deinert

Gott sei Dank ist die kalte Jahreshälfte vorbei! Seitdem M. Gänsel ihre Schlaatz-Wohnung verloren hat, ist der Alltag kein Zuckerschlecken mehr. Klar, PotZdam verbindet! Klar lässt man einen Menschen, der seine Wohnung verloren hat, nicht einfach so im Regen stehn! Klar willigte M. Deinert ein, dass M. Gänsel für ein, zwei Wochen zu ihm zieht... Nun ist wenigstens der Winter vorbei und in unserem kleinen Wohnwagen am Rande der Stadt wird es wieder heller, luftiger, gemütlicher. M. Gänsel hat sich prächtig eingelebt. Inzwischen hat M. Gänsel auch aufgehört, über einen Auszugstermin zu sprechen.

Worüber oft gesprochen wird, ist PotZdam: dieses Magazin, dass so viel Schotter abwerfen sollte, uns beide jedoch in den Ruin getrieben hat. Auch wir hatten einmal Träume: Damals, als nach dem 28sten Semester plötzlich unser Studium zu Ende war... Damals, als wir nicht wussten, wo aus, wo ein... Damals, als M. Wicke mit seiner „Idee“ kam – einer Idee, „bei der wir alle nur gewinnen können“... Und heute? Heute sitzen wir da mit seiner Idee! Das Magazin PotZdam war von Anfang an ein Verlustgeschäft. Als uns dann die ersten Klagen ins Haus standen (Verleumdung, Volksverhetzung, Verdummung, Verschleierung, Verbohrtheit, Verbrechen gegen den guten Geschmack), lag M. Wicke längst mit zwei gekauften Blondinen im Arm am Comer See.

Wie sollten wir PotZdam am Leben halten? Am Leben halten, um den finanziellen Schatten zu begrenzen, den PotZdam auf unser Leben warf. Arbeitengehen blieb ausgeschlossen. Studentenehre! Wir müssen Sand im Getriebe der Gesellschaft sein! Im Berliner Bettelgewerbe Fuß zu fassen, gelang uns nicht: Alle Bahnhöfe und U-Bahnen teilen sich dort 5 kleinere Penner-Gruppen, die alle mit türkischstämmigen Schlägertrupps in Verbindung

stehen und keinerlei Auswärtige dulden. Ähnliche Verhältnisse herrschen auf der Brandenburger Straße in Potsdam: nur dass hier Balalaika-Biggys und Gitarren-Jörg die Fäden in der Hand halten und niemanden neben sich betteln lassen, der nicht sofort bereit ist, aus den MAZ-Abo-Verkäufern am Ende ihres Tages den Gewinn zu prügeln.

Warum stoßen wir PotZdam nicht ab? Machen einfach Schluss? Nun, PotZdam ist zu unserem einzigen Lebensinhalt geworden. Und nicht allein für uns: Die halbe Armenküche reicht am Monatsende Texte ein! Wenn wir dann so bei Erbsenpüree und Sauerkraut zusammensitzen, den mitgebrachten Teebeutel zum fünften Mal aufbrühen oder uns im kalten Kartoffelwasser mal die verkrusteten Hände waschen dürfen – also diese Sandler-Romantik ist einfach unbezahlbar! Auch das bedeutet PotZdam für uns.

Einmal monatlich gibt es ein Redaktionstreffen am Dönerklo am Platz der Einheit. Wir wollen da immer die neue Ausgabe zusammensetzen, reden aber häufig beim Bier einfach über die schönen Zeiten, als wir noch studierten und vom Reichtum unserer Eltern lebten. Die guten Texte (die wir im Schnapsrausch auf irgendein Papier gekritzelt haben) heben wir auf; die schlechten Texte (meist nach vielem Grübeln über Wochen entstanden) rauchen wir. Tja nun, PotZdam ist eine Sucht geworden.

Manchmal, wenn M. Gänsel zur Behandlung ihres offenen Beins ins Krankenhaus muss oder wenn sich M. Deinert mal wieder einen schmerzhaften Tripper eingefangen hat, verzögert sich die neue Ausgabe. Aber da uns niemand liest, wurde eine Verzögerung nie zum Verhängnis.

Bleibt noch die Frage, von wo aus wir PotZdam immer online stellen: Aus einem Internetcafé in der Ebertstraße. Da wir dort jedoch ab diesem Monat Hausverbot bekommen haben, tun sich hinsichtlich der nächsten Ausgaben noch weitere Fragen auf...!

Spenden sind stets willkommen.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

| ÜBERLAND |

Pannonische Mitgiften

Ungarns Rückkehr in die Zukunft

Von Marco Schicker

Die Angst der Deutschen vor den Ungarn wurzelt fast so tief wie die der Menschheit vor den Spinnen. Mit Verlaub, der Vergleich klingt schockierend, ist aber sehr herzlich lieb gemeint. Die belächelte Furcht vieler vor den doch meist harmlosen Tierchen stammt aus der Zeit, als Spinnen auf dem Kontinent noch wirklich giftig waren. So ist es auch mit den Ungarn. Einst ein furchteinflößendes Reitervolk, heute ein harmloses Urlaubsland. Doch kehrt die Furcht zurück, kommen die Exemplare näher als erwünscht. Die Angst ist den Genen der Deutschen einprogrammiert als Arachnophobie und OstEUporose. Es ist in diesem Zusammenhang ein echter historischer Treppenwitz, dass nur einen Tag nach der offiziellen Beitrittsfeier, am 2. Mai 2004, Wagners „Lohengrin“ in Budapest Premiere hat. Jene Oper, die ebendieses „Herrgott rett uns vor der Ungarn Wut“ zum textlichen Anlass nimmt, um die Einheit der germanischen Koalition zu beschwören.

Es schwant Ihnen nichts böses, liebe deutsche Landsleute, es sei denn Sie schauen sich die magyrischen Retourkutschen des Opernkomponisten Ferenc Erkel an, die Obertitel laufen da nämlich auf Deutsch und erläutern sehr deutlich, worauf so manches noch heute

vagabundierende Vorurteil eigentlich beruht.

Wirtschaft und Arbeitsmarkt

Dass die Deutschen sich hingegen Sorgen machen um ihre Pfründe und ihren wohl erworbenen couchigen Wohlstand ist nur normal, sind sie doch Zahlmeister Nr. 1 in der EU, da schaut man den neuen Familienmitgliedern schon einmal misstrauisch ins Portemonnaie. Doch wird man nicht viel mehr finden als Einkaufszettel und erschwindelte Áfasszamlats und ein „Ajjajaja“ auf den Lippen des Börsenbesitzers. Hier kann es diese Sorgen nicht geben, denn vom Wohlstand bleiben die meisten Ungarn bis heute ausgeschlossen. Das ist Schuld des Systems, aber nicht nur, es ist auch Schuld der Systemgläubigkeit. Was nun, so fragen wir einmal ganz treudeutsch, anders als man hier sonst fragt, was bringt Ungarn eigentlich in die EU ein? Die Frage ist schon deshalb von Bedeutung, weil die eine politische Hälfte des Landes sich gebärdet, als dürfe der Rest Europas unter ihrer huldvoll-kritischen Duldung dem pannonischen Heldenreiche beitreten und nicht umgekehrt.

Das erste, was Ungarn einbringen wird, so fürchten viele immer noch, ist eine Schwemme von Arbeitsuchenden, die den ohnehin schon bröckelnden Arbeitsmarkt im Westen vollends zum Ein- oder Absturz ins Billiglohnsegment nach sich ziehen wird. Fehlalarm! Wer das glaubt, der kennt die Ungarn nicht und ihre tiefe, unerklärliche Liebe zur heimatlichen Mikroscholle. Es gehören schon ein ausgewachsenes Gehalt, Dienstwagen und viele Liebkosungen dazu, Ilona und Attila von Budapest in die nordwest(!)ungarische Provinz zu locken. Diejenigen, gerade Jüngere, die hochqualifiziert und weltneugierig sind, gehen ohnehin wohin es ihnen passt, sind also meist schon weg oder längst wieder da. Der Rest wird bleiben, wie und wo er immer geblieben ist. Das finde ich etwas schade, denn die Vorstellung einer Budapester Verkäuferinnenbrigade im Lafayette in der Berliner Friedrichstraße ist doch zu belustigend. Sie würden sich nämlich nur in einem Punkte von den dortigen Fachverkäuferinnen unterscheiden: sie sprächen besser Deutsch. Die Attitüde der Kundenabwimmelung, je unverschämter desto dreist, ist scheinbar durchglobalisiert.

Tourismus und Landwirtschaft

Dass die Ungarn nicht sein könnten, wo ihre Salami nicht auch ist, wird allerdings zum Ammenmärchen. Denn erstens gibt es mittlerweile auf jedem Duty free und jedem Weihnachtsmarkt ungarische Produkte und außerdem werden die herzhaften Salamipicker bald merken, dass die französischen und italienischen Produkte dieses Namens auch nicht von schlechten Eltern sind, ja man kennt diese Eltern sogar! Zugeben werden sie es nie!

Somit wären wir schon beim nächsten Punkt, mit dem Ungarn auffallen dürfte. Die Blütenlese der Landwirtschaft. Es sollte mich nicht wundern, wenn die führenden Lokale Europas bald auf den Trichter kommen, dass ein guter trockener Tokajer Szamorodni jeden Don Pepe, Sandemann und sonstige Sherries locker aussticht. Tokajer ist unschlagbar, unverwechselbar ein echtes Welkulturerbe. Allein dafür wird sich die Zollfreiheit lohnen, wenn, ja wenn man hierzulande nicht der Gier anheimfällt und meint, mit einer Palette guten Weins, den man ins Ausland verkaufen kann, die Verluste aus 600 Jahren Fremdherrschaft ausgleichen zu wollen. Nun, wir werden sehen. Zwei Bedingungen allerdings seien an den Export von ungarischen Schmankerln ins Ausland gestellt: erstens erwarten wir im Gegenzug den Import von etwas mehr Multi-Kulti, somit den EU-Streunern wenigstens die Wahl bleibt. Und zweitens sollte mit jeder Flasche Tokajer auch ein Säckchen vorgewürzte Semmelpanade und ein Fläschchen Frittieröl aus einem Ausflugslokal beigelegt werden. Sie sollen ja die ganze Wahrheit erfahren und nicht nur ein Zerrbild bekommen!

Doch diese Kleinigkeiten erschließen sich dem Touristen sehr schnell, neben

Thermalquellen, Pusztafantasie wird der Besucher schnell seine Favoriten finden. Aber was ist mit den geistigen Genüssen? Welchen symphonischen Ton, welches Instrument bringt Ungarn ins europäische Konzert, in die große Freiheitshymne ein? Was ist das intellektuelle, das kulturelle Gewicht des Landes? Wer jetzt an Zimbal oder Zigeunergeige denkt, ist immernoch im eben abgeschlossenen touristischen Absatz hängen geblieben. Ich denke da viel eher an die Maultrommel. Wieder so ein schräges Kompliment, werden Sie jetzt sagen. Moment. Sie ist erst einmal ein ausgesprochenes Soloinstrument. Und wenn einem Maultrommelspieler mal ein vorlauter Ton entweicht, kann er das verräterische Gerät schnell in der Hosentasche verschwinden lassen und sagen: „Ich war's nicht.“ Das passt ganz gut. Auch deshalb, weil man in einem großen Orchester den noch so vorlauten Ton der Maultrommeln niemals hören wird. Vielleicht der direkte Nachbar, aber niemals die ersten Geigen. Damit haben sie schon die Beschreibung einer großen ungarischen, vornehmlich hauptstädtischen Tradition: der Kaffeehausliteratur.

Literatur und Debatte

Von der Kaffeehausliteratur ist nicht viel mehr geblieben als die Kaffehäuser und die Literaten. Doch will man sie zusammen sehen, dann geschieht, was Heine immer gern erzählte: Er kam einmal auf einen Jahrmarkt, da wurde ihm vor einem Zelt die Sensation eines Karpfenkaninchens angeboten. Als der Angelockte eintrat und suchend umherfragte, bedeutete man ihm: ja, das tut uns leid, das Karpfenkaninchen ist noch nicht da, aber dafür haben wir die Eltern, sehen Sie: hier ein Karpfen und da ein Kaninchen. So ist es mit der Kaffeehausliteratur. Einzige Ausnahme ist hier das Café Eckermann mit seiner Mittwochsgesellschaft. Man sagt, dort gäbe es einen Literaten, der abends heimlich vor einem Ady-Altar kniet und auf Eingebungen wartet. Neulich hatte er eine. Nicht wie sonst, wo Pauken und Trompeten und Zeitungsjungen vor jedem seiner Sätze hermarschieren und rufen: Achtung, Achtung, jetzt kommt ein origineller Satz – zum ersten Mal in dieser Stadt! Nein. Der Einfall beruhte darauf, ein Fazit des neuerlichen Antisemitismus-Streits bei den Schriftstellern und ihrem nunmehr vertrocknenden Verband zu ziehen. In sehr geduldigem Tone entkam ihm, dem Dichter, eine solide Zusammenfassung der Lage. Und wie er sich darüber freute, tunkte er so lange seinen Keks in den Milchkaffee (350 Ft./Liter), bis alles am Ende wieder ein süßer Brei geworden und er erklärte, man möchte doch bitte im Westen sich jeglicher Äußerung dazu enthalten, das gäbe nur Missverständnisse, und davon haben wir schließlich selbst schon genug, letztlich ginge es ja auch bloß um ungeübte Streitkultur. Das ist ein bisschen traurig, dass ein so kluger Kopf auf so einem zerbrechlichen Rückgrat durch die Gegend stolziert und das Problem des Chauvinismus zu einem nationalen Folklorestoff herabverniedlichen will. Aber Kaffeehausliteraten müssen traurig sein. Sind ja schließlich keine Jahrmarktssänger. Apropos. Esterházy ist ein prima Dichter, wenn ihn nur mal einer verstehen würde. Dalos hat gerade „Ungarn in der Nussschale“ verpackt, sehr witzig und schlau, alles schon auf Deutsch zu haben. Földenyi ist nur noch im Ausland? Und Imre Kertész Nobelpreisträger. Das ist allerhand. György Konrád, der ehemalige preußische Akademiepräsident, kämpft anhaltend für Toleranz. Und das sehr vehement. So vehement, dass er den vielen intellektuellen Irakkriegsgegnern – wie das so Intellektuellensitte ist – entgegentritt, indem er deren Skrupel mit dem Hinweis auf die Möglichkeit der Abwählbarkeit des amerikanischen Präsidenten zu kontern versucht. Zudem haben wir ihnen gegenüber Dankbarkeit zu fühlen. Das ist eine akzeptable Meinung. Zumindest für einen Hofrat. Für einen Dissidentenschriftsteller ist es ein ambivalenter Keks im Milchkaffee. Denn der Teufel ward als Engel Lucifer genannt! Die Lehren, welche Konrád aus seiner Biografie, dem Stalinismus in Ungarn und weiterem zieht, stehen nicht zur Beurteilung. Wohl aber die Feststellung, dass das Misstrauen, das er in seinem letzten Essay (im PL) so bravorös dem

Nationalstaat entgegenbringt, allen gelten sollte. Ohne autobiographische Ausnahme. Das Phänomen der Schuldverschiebung für heutige Missstände auf alte Besatzer und die Rücksicht auf Befreier und Wohltäter scheint ein langatmiges zu sein, es hält meist bis zur nächsten Katastrophe. So ist sich Ungarn mit Deutschland sehr ähnlich. Wir haben Ralph Giordano für die Feingeister und Wolf Biermann fürs Grobe und noch jede Menge mehr in unseren feuilletonistischen Wurstfabriken zu bieten. Reger Austausch bleibt uns da nicht erspart.

Fazit

Das größte Unbehagen hingegen muss das neue Europa denjenigen bereiten, die am lautesten nach nationaler Eigenständigkeit rufen, weil sie sonst nicht viel zu sagen haben. Davon gibt es hier noch einige. Sie können fürderhin rufen, ja brüllen, sie werden zu Folkloristen mutieren, wenn nämlich das Volk nach und nach merkt, dass nationale Parolen eben nichts weiter sind als Schall und Rauch und endgültig in die Freizeit und die Museen gehören. Denn der Kern des Neuen, das eigentlich Wunderbare, ist die Überwindung des Nationalismus, der auch in seiner freundlicheren Form, dem Patriotismus, als alte Kampfform der bürgerlichen Emanzipation nun bald ausgespielt hat und nicht mehr zeitgemäß ist. Die schleichende Überwindung des staatsvölkischen Egoismus, was der einst hehren Bewegung heute geblieben ist zu sein, wird die eigentliche Errungenschaft Europas werden. Interessanterweise geht das keineswegs mit einer Beschneidung der kulturellen Identitäten einher, im Gegenteil, die Regionalisierung mit dem Niederreißen der nationalen und kaufmännischen Grenzen, quasi die Wiederherstellung von natürlichen Interessensphären wirkt dem hilfreich entgegen.

Ungarn kehrt heute zu recht selbstbewusst, weil genauso unfertig wie alle anderen, zurück in die Zukunft, in jenes Pannonien, das durch Corvinus' Weitsicht eine Renaissance erlebte, wie sie das Land heute wieder braucht und zollfrei als Mitgift in die EU exportieren dürfte. Wenn alle gemeinsam dann noch irgendwann die Religionen, den Missbrauch der Demokratien als Mehrheitendiktatur und den Aberglauben an den Gott Mammon, die Beurteilung des Wertes eines Menschen nach seiner materiellen Leistungsfähigkeit überwinden könnten, stünde dem Himmelreiche auf Erden, auf der ganzen Erden, nicht mehr viel im Wege. Aber auch die Bescheidenheit, das lehrt uns der Weg, den dieses Europa bis hier gegangen ist, auch die Bescheidenheit ist eine leider unumgehbare Tugend, der sich der Autor jetzt und für heute beugt.

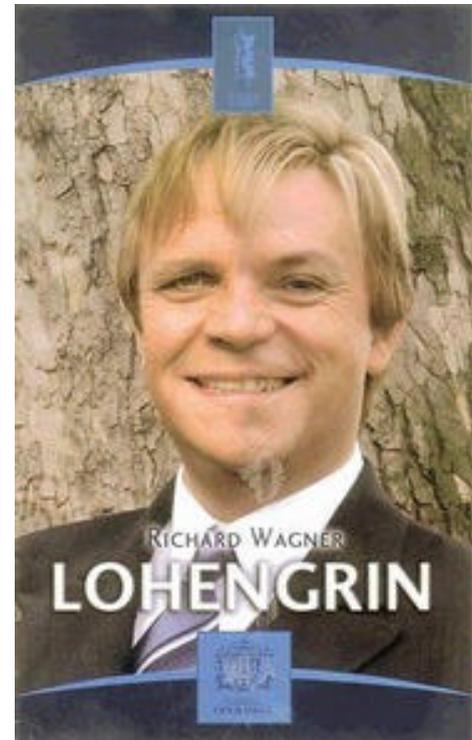
© POTZDAM 2004 – Marco Schicker

Der Schein, der grinst

Lohengrin-Premiere am Budapester Erkel-Theater, Regie: Katharina Wagner

Von Marco Schicker

Was hat der Mann mit dem Koffer zu verbergen? Warum ihn nicht befragen? Lohengrin einmal nicht als Schwanen-, sondern als Wenderitter. Eine Karikatur der Macht und ihrer Propheten. Eine Karikatur auch der Mediengesellschaft und der Demokratie an sich. Erster Akt: das dröge Parlament, in dem alte Genossen, Brabanter und Sachsen, ihre Rituale feiern, Lohengrin einzieht – mit Fahnen und Wahlkampfteam – und sein Heilsunwesen anstiftet. Zweiter Akt: die gleiche Dröghheit, jetzt bürgerlich. Die alten Kräfte wirken mit Ortrud und Telramund. Lohengrin? Ist auf Wahlkampftour. Auch die Liebe zu Elsa, die er erst marketingträchtig rettet, ist bereits in dem Moment verlogen, als sie ausgesprochen und nur Teil seiner Öffentlichkeitsarbeit ist. Lohengrin als eine Kreuzung aus Viktor Orbán und Guido Westerwelle. Der Schein, der trägt. Der Schein, der grinst: lohengrinst.



Was hat er in seinem Koffer? Man weiß es nicht. Seine Stasi-Akte vielleicht? Vielleicht nur Damenunterwäsche? Der Mächtige belohnt seine Untertanen, solange sie ihm fraglos folgen. Lohengrin, der ewige Spitzenkandidat, die leere Hülle mit Schwanenlogo. Überraschende Wendung: Als er von hinnen zieht, inthronisiert er einen neuen Herrscher. Es ist ein Penner. Der wird König der Penner. Maske bitte, wir sind gleich auf Sendung.

Was die Neuinszenierung unter Katharina Wagner und ihrem jungen Team am Erkel-Theater erbringt, ist einiges. Was sie sich allerdings vergibt, noch mehr. Positiv ist der ungehemmte Umgang mit überlieferten Sagen, das Abklopfen des Stoffes auf seinen Gehalt, auf seine Fabel. Lohengrin als politische Aus-Sage zu interpretieren, hat seine Berechtigung. Wenn bei den Zuschauern das Misstrauen gegen die Verkünder von Heilsbotschaften, gegen selbsternannte Wohltäter geweckt wird, weil man in dem romantischen Schwanenritter, dem Bild, das die meisten mit sich rumschleppen, plötzlich den verlogenen Spitzenkandidaten seiner Partei wiedererkennt, dann hat sich die Inszenierung bereits gelohnt. Es ist gut, gerade auch für das manisch konservative Opern-Budapest, wenn die alten Heiligen zumindest demaskiert werden – von Zeit zu Zeit. Es ist gut, wenn Scharen von angereisten orthodoxen Wagnerianern ihre eigene Verblendung und Armut auf der Bühne zu sehen bekommen und sich vor Wut und Eitelkeit am Ende heiser schreien. Die Aufführung hat bewegt, sie hat unterhalten, sie hat gespalten. Sie hat damit mehr erreicht als die meisten anderen Inszenierungen heute.

Doch eine erkenntnisreiche Dramaturgie, ein folgerichtig inszeniertes Textbuch machen noch lange keine Oper aus. Das Hauptproblem der Inszenierung war ihre Konventionalität. Das, was eigentlich bekämpft werden sollte. Die Regisseurin hat den Naturalismus von vor 150 Jahren von der Bühne entfernt, und durch einen nur aktuellpolitischen Naturalismus, bis hin zur Pedanterie, ersetzt. Es waren viele gute Einfälle dabei, die meisten liefen sich bald

tot: sozialistischer Bühnenrealismus, unterstützt von einer Leinwand, diesem traurigen Hilfspflaster des faulen Theaterzaubers, und kabarettistischen Einsprengseln. Die Leute gehen aber ins Theater, um das Träumen nicht zu verlernen, und nicht um zu sehen, wie ihre Welt wirklich aussieht. Und das, nur das, ist auch die Überlebensgarantie der Lohengrinpartitur. Jene Verführung Wagners, des Komponisten mit dem Schwanenlogo, dessen musikalischer Grundgehalt ohne dieses Traumbild, ohne sein diffuses Eingelulle, ansonsten auf jenem Missverständnis beruhte. Die Penetranz eines Quartsprunges wäre eine Melodie, das Stapeln von Intervallen gar Modulation. Wagner ohne unbestimmbare Traumwelten, ohne seelisches Fernweh ist nicht existent. Dabei spielt die Modernität und die Gewagtheit einer Inszenierung eine untergeordnete Rolle, wenn sie nur die gleiche Intensität der Emotion erbringt, wie es eine sehr gute herkömmliche schafft, wenn sie vor allem der Partitur – und nicht allein dem Text– folgt. Es gibt ja auch eine Konvergenz der Gegensätze, eine Ganzheit im Bruch. Diese Ganzheit fehlte, sie wurde verhindert. Es ist zwar eine Glaubensfrage, ob Wagners Werke die Substanz haben, überhaupt in die Jetztzeit geholt zu werden. Es war der Regie aber ein Forschungsauftrag, dies beim Lohengrin herauszufinden. Wir sahen ein inszeniertes Textbuch voll guter Einfälle und einiger Wirkung. Wir sahen, aber wir fühlten keine Oper – der Nachweis wurde nicht erbracht.

Es lag für hiesige Verhältnisse fast ein Hauch von Skandal in der Luft, als sich am Sonntag der Vorhang über den Lohengrin senkte. Gar etwas Prominenz war zu schauen: Wolfgang Wagner, der Oberhügler und Vater der Regisseurin sowie Christoph Schlingensief, der nun bald den Parsifal in Bayreuth schleifen darf, verliehen dem Erkel-Theater kurz den ungewohnten Glanz von Weltstädtigkeit. Sehr gut: Maestro Juri Simonow und das Opernorchester, die spielfreudigen Chöre. Eszter Sümegi als Elsa und Béla Perencz als Telramund waren die eigentlichen Sensationen des Abends. Das war ganz großer Gesang, ganz großes Kaliber. Spielerisch stark, gesanglich am Limit auf hohem Niveau: Péter Fried als Heinrich. András Molnar in der Titelrolle, kurzfristig erkrankt, wurde von Attila B. Kiss ersetzt. Er schlug sich dafür achtbar. Viele Bravi auch für die Ortrud Éva Marton, trotz gewalttätigem Dauervibrato. Man klammert eben an seinen Helden. Katharina Wagner wurde sehr lautstark und anhaltend ausgebuht und bejubelt, ersteres mehr von den üblichen Verdächtigen. Das sollte ihr Mut machen, denn es zeigt, dass sie auf dem richtigen Wege ist!

© POTZDAM 2004 – Marco Schicker

Randale am 1. Mai

Unveröffentlichter Text (langweilig)

Von Anonymus

Wir haben in der Gruppe oft darüber gesprochen, was wir nun machen am 1. Mai. Jedes Jahr steht der ja an, aber letztes Jahr am 1. Mai gab es unsere Gruppe ja noch nicht, deswegen können wir auf keine Entscheidungen aus dem Vorjahr zurück greifen. Auch auf keine aus dem Vormonat, wie neulich bei der Bier-Beteiligungs-Aktion, da konnten wir ja auf die Vormonatsentscheidung zurück greifen, dass jeder am Anfang des Monats 5 Euro und dann ist gut. Wenn das Bier alle ist, ist es alle. Aber Mai ist ja nur einmal im Jahr.

Wie unsere Gruppe heißt, darf ich nicht schreiben. Ihr versteht das sicher. Ein paar von uns werden gesucht, polizeilich, Alex hat sich über sein Bild auf dem Fahndungsplakat in die Hosen gepinkelt, weil er doch jetzt lange Haare hat! Die Bullen raffen es einfach nicht.

Wie ich heiße, darf ich auch nicht schreiben. Ich werde zwar nicht gesucht, aber meine Freundin macht mit mir Schluss, wenn sie erfährt, dass ich in der Gruppe bin. Sie hat schon oft über meine Sticker gelacht, das kann einem ganz schön an die Nieren gehen, ich meine wenn über die Weltanschauung, die man hat, gelacht wird. Aber ihr Lachen ist schön, deswegen bin ich mit ihr zusammen und möchte auch weiterhin ihr Freund sein.

Aber ich wollte ja über die Randale am 1. Mai schreiben. Zuerst diskutierten wir darüber, wer mitmacht. Dass wir überhaupt mitmachen, war allen klar, alle wollten ja. Also machten auch alle mit, wir sind ja demokratisch. Es gibt auch keinen Anführer, auch wenn Alex meistens die coolsten Ideen hat und wir uns dann anschließen. Wenn wir Alex nicht hätten, wäre eben ein anderer kreativ, davon bin ich total überzeugt. Vielleicht wäre ich es? Schließlich bin ich der, der immer die Flugblätter schreibt, ihr könnt euch ja sicher denken, warum!

Steine werfen, das war der erste Diskussionspunkt. Alex meinte, das sei so wie Weihnachten Plätzchen backen. Er fand das doof, na und da fanden wir es alle doof. Immer diese Plätzchen an Weihnachten! Mal ehrlich, wen hat das nicht schon angestunken!!

Also etwas anderes, aber was?? Wir dachten nach und dachten nach, es war ganz still im Haus, alle grübelten, einige wurden richtig aggressiv, weil ihnen nichts einfiel. Ich hatte die Ruhe weg, weil ich das ja vom Schreiben her kenne. Ich schreibe ja schon, seit ich sieben Jahre alt bin. Damals saß ich oft stundenlang und überlegte, ob Scheiße nun mit scharfem S geschrieben wird. Na, gehört nicht hierher.

Alex schrie auf einmal laut auf. „Ich hab’s!“ Er schrie es immer wieder, alle kamen angelaufen und hockten sich vor Alex hin. Das mag er, dass sich alle so vor ihn hin hocken, weil er wenn er etwas verkündet, da steht er gern so richtig weit oben und schaut auf uns herunter, sein Volk sind wir dann, wie die Leute draußen. Wir lieben Alex, alle, sonst würde das nicht gehen.

Er machte eine riesige Bewegung mit den Armen und schlenkerte total oft hin und her und dann sagte er ganz ganz leise: „Wir werden nichts machen.... gar nichts!“

Alle guckten ziemlich dumm aus der Wäsche. Nichts???

„Nichts.“ Alex lächelte sein Speziallächeln. Dann dämmerte es uns allmählich. Das war ja DIE Idee! Wie würden sich die Leute wundern!! Wir, unsere Gruppe, und keine Sau von uns dabei am 1. Mai! NIEMAND!! NICHTS!!!

Die Idee war irre, es war verrückt, aber uns allen war klar, dass es nur so funktionieren kann. Keine Steine, keine Randalierer, wir würden schön zuhause hocken und das Schweinesystem alleine lassen! Sollten die doch sehen, wie sie ohne uns dran wären!

Es kam dann auch genauso, vom 30. April bis 2. Mai waren wir alle im Haus und taten nichts. Eigentlich war sogar fernsehen verboten, aber das hat Alex dann erlaubt, das wäre einfach auch zu hart gewesen. Schließlich mussten wir ja auch sehen, was ohne uns läuft. Ein bisschen schlechte Laune kam auf, als wir die Fernsehbilder sahen. Aber Alex bat mich, eine Geschichte vorzulesen, ich las die von dem Skinheadüberfall neulich. Das habe ich sehr realistisch verarbeitet, ein paar haben geweint, als ich die Stelle mit dem Waschbecken vorgelesen habe.

Ehrlich gesagt, glaube ich nicht, dass wir dem System wirklich geschadet haben. Politisch bleibt die Entscheidung nach wie vor fragwürdig, aber ich denke, wir werden das sicher mit Alex klären können. Zur Not muss Alex halt seinen Hut nehmen. Inga hat sowieso schon angedeutet, dass ich der bessere Chef wäre. Also wegen der Kreativität jetzt. Ich hätte zum 1. Mai auch eine Idee gehabt: Gedichte schreiben, die dann an die Leute verteilen, mit ihnen über die Gedichte reden. Sich einbringen, mit den Leuten reden, das ist doch das Wichtige!! Na, vielleicht im nächsten Jahr. Schönen Dank, dass Sie meinen Text veröffentlichen, das ist meine erste richtige Veröffentlichung.

© POTZDAM 2004 – M. Gänse!

| TAGEBUCH |

Kackscheißdreck

Unveröffentlichter Text (nicht p.c.)

Von Anonymus

Wir freuen uns auf die neuen Länder, wir freuen uns auf das neue Europa! Scheiß Gewäsch, keiner freut sich. Der Kerl von nebenan freut sich, weil er jetzt nicht mehr illegal hier ist. Alle ändern, ich und alle ändern: Fehlanzeige. Mir ist das Jacke wie Hose, ob Isztvan oder Ulrika zur EU gehören. Mir ist scheißegal, dass ICH zur EU gehöre. Schwachsinn, hab ich nix von. Außer vielleicht, dass Zigaretenschmuggeln leichter wird. Brauchste nicht mehr die Tasche zeigen, vielleicht, aber das weiß ich nicht so genau. Immer teurer wird das Zeug, ich fühl mich wie Krösus, wenn ich am Automaten ne Schachtel ziehe, die Leute gucken richtig, weil man ja nur noch mit Scheinen bezahlt. Wenn ich die Wahl habe zwischen Kino am Kinotag, einem Energy-Brot oder ner Schachtel Zigaretten, läuft doch was grundsätzlich verkehrt.

Ich würde nicht sagen, dass Fernsehen dumm macht. Es macht die Dummen nur nicht eben klüger, aber das schafft ein gutes Buch ja auch nicht. Also können die Dummen ruhig fernsehen, wenn man das so betrachtet. Was sollen die auch sonst machen, eh sie rausgehen und Leute verkloppen oder sich besaufen und Werderaner Blütenfest spielen, da sollen die lieber in ihrer Hütte bleiben und fernsehen. Oder? Allerdings flippen die dann meistens in den eigenen vier Wänden aus, irgendwann. Das wird dann umso ernster, ich meine Amokläufer oder so. Ganze Familie auslöschen und am Ende sich selbst. Haben eh zu viele Kinder, die Dummen.

Die Ossis damals hat keiner so empfangen, als es hieß Wiedervereinigung und so weiter. Wer macht da jetzt Vergleiche, wenn überhaupt, lesen die sich wie Geschichtsfälschung. Hätte man die Ossis mal angekündigt wie die Slowaken jetzt! Lieblingsspeisen, kulturelle Schätze, Top-Musike, alles wird uns da untergejubelt, damit wir uns wie bescheuert auf die

Slowaken freuen, als würden die morgen hier einfallen, Gott soll schützen! Als würde ein verdammt Krieg als freundliche Übernahme beschrieben, so ging das damals mit den Osis ab. Wie heute paar hundert Kilometer weiter unten.

Irak: Alle Amis, alle Soldaten raus, Zaun drumrum, dann sollense machen. Wenn die keine Demokratie wollen, bitte sehr. Man kann denen ja nix aufzwingen, sieht man doch. Deckel ruff, dann können die sich die Köpfe einschlagen, wie sie lustig sind. Menschenrechte mit den Füßen treten, Gott und Allah umjubeln. Bitte sehr. Mir egal. Mich betrifft es, wenn meine Straßenbahn hoch geht. Ändern kann ich das nicht. Wenn ich von einem durchgeknallten Araber getötet werden soll: BITTE. Wen ich tot bin, ist egal, durch wen ich starb. Natürlich will ich das nicht, natürlich will ich keine Unsicherheit, keine Angst usw., ich werde ja wohl auf meinem eigenen Grund und Boden sicher sein? Wenn ich das nicht mehr bin, hat der Staat versagt.

Hat er eh, sowieso. Alle arbeitslos, und die Arbeit haben, arbeiten sich einen Wolf. Zwölf, vierzehn Stunden jeden Tag, keine Überstunde bezahlt. Keiner kriegt mehr Kinder, das heißt nur die Deppen kriegen Kinder, plopp plopp plopp, eins nach dem andern, alle Sozialhilfeempfänger, vorprogrammiert. Die reichen, intelligenten Leute: Fehlanzeige, die wollen keine Kinder. Weil: Karriere, Geld, und außerdem: WANN DENN. Gute Frage. Antwort: NACHTS.

Wer Samstagabend nicht ausgeht, ist ein Loser.

Wer das hier gelesen hat, auch.

© POTZDAM 2004 – M. Gänsel

| TAGEBUCH |

Das Placebo-Lied

Unveröffentlichter Text (zu gereimt)

Von Anonymus

Kommen Sie herein, Frau Hildebrandt!
Die letzte Untersuchung hat ergeben:
Warum Sie Schmerzen haben, ist uns nicht bekannt,
doch ohne Pillen werden Sie nicht überleben.
Wir haben nicht nach Ursachen gesucht,
womöglich widersprach dann, was wir fänden, unserm Wissensstand!
Das Geld für Ihre Heilung ist jedoch schon abgebucht.
Sehn Sie die Zuckerpillen hier in meiner Hand?
Die nehmen Sie jetzt so, als wären es Arznei'n:
Denn ein Effekt – Placebo – stellt sich ein,
und für den Augenblick scheint's erstmal gut zu sein.

Ihr Mann mag Türken nicht, Frau Hildebrandt?
Die jüngste Volksbefragung hat ergeben:
Wie unsre Bürger SO geworden sind, ist nicht bekannt.

Wir möchten keinen Rechtsruck mehr erleben!
Wir haben nicht nach Ursachen gefragt,
womöglich widersprüchlich, was wir dann hörten, unserem Meinungsstand!
Geld zum Kurieren gibt uns jedes Bundesland
für Werbung, Toleranzprogramm und Infostand.
Das Kollektivgewissen wäscht sich dadurch rein,
denn ein Effekt – Placebo – stellt sich ein,
und für den Augenblick scheint's erstmal gut zu sein.

Ihr Kind schätzt Bildung nicht, Frau Hildebrandt?
Die Ausbildungsstatistik hat ergeben:
Weshalb Teens nicht gefragt sind, ist bekannt,
nur mag man seit dem Pisatest nicht drüber reden.
Wir haben nicht nach Ursachen gefahndet:
Es widerspricht die Scheißegal-Moral der Kids dem Haushaltsstand,
und darum wird Lehrstellenmangel streng geahndet!
Dies spült von den nicht abgewanderten Betrieben Gelder rein...
Und ein Effekt – Placebo – stellt sich ein,
und für den Augenblick scheint's erstmal gut zu sein.

© POTZDAM 2004 – Mathias Deinert

| STÄNDIGE AUTOREN |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

Marco Schicker

geb. 1971 in Berlin, lebt z.Zt. als Kritiker und freier Autor in Budapest.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

| KONTAKT |

redaktion@potzdam.de